

Stichworte aus Medienwissenschaft und Medienpädagogik:

Realität und Fiktion bei Gewaltdarstellungen oder:
SCHÜTZT WISSEN VOR WIRKUNG?

Nachdem er ein Weilchen gelächelt hatte, sagte er: „Eine verrückte Sache, hm? Man denkt, man erlebt etwas Wirkliches. Und dabei ist es nur etwas Nachgemachtes.“ Dann sagte er, glaube ich, noch, die Kunst sei eine Fiktion der Realität. Aber er meinte es nicht böse.

Erich Kästner: „Das Vorwort für Fachleute“ in Emil und die drei Zwillinge.

Burkhard Freitag und Ernst Zeitter

In Prüfungssitzungen der Freiwilligen Selbstkontrolle der Filmwirtschaft (FSK) und der Freiwilligen Selbstkontrolle Fernsehen (FSF) kann man immer wieder eine Diskussion erleben, die mittlerweile schon klassischen Charakter hat: Ein Film (eine Fernsehsendung) wird beanstandet, weil er (sie) durch die Vielzahl gewalthaltiger Elemente Kinder (und Jugendliche) gefährde. Dem wird häufig entgegengehalten: Vor allem von Jugendlichen, aber auch schon von älteren Kindern werde der „fiktive Rahmen“ der filmischen Aktivitäten sehr wohl durchschaut, das Artifizielle („Künstliche“) der Handlungen gerade von Jugendlichen durchaus erkannt, ja sogar genossen. Das aber relativiere die Gefährdungen durch die dargestellte Grausamkeit und Brutalität ganz erheblich.

Diesem Einwand liegt die Annahme, vielleicht aber auch nur die Hoffnung zugrunde, dass die Beurteilung der Realitätsnähe einer medialen Darstellung (im anglo-amerikanischen Sprachraum als „perceived reality“ bezeichnet, was wir im Folgenden mit „wahrgenommener Realitätshaltigkeit“ übersetzen wollen) einen moderierenden Einfluss auf die Wirkung von Medienangeboten hat: Medienangebote sollen umso weniger Einstellungen, Emotionen und Verhalten der Zuschauer beeinflussen, je mehr sie als nicht real und unrealistisch wahrgenommen werden (so z. B. ausdrücklich Dorr/Kovacic/Doubleday 1990).

Wir wollen im Folgenden diesen klassischen Einwand und die Hypothese, auf die er sich stützt, einer genaueren Prüfung unterziehen. Zunächst stellen sich zumindest zwei Fragen:

- 1.) Inwieweit sind Kinder und Jugendliche in der Lage, zwischen Realität und Fiktion, zwischen Tatsächlichem und Künstlichem zu unterscheiden?
- 2.) Hat diese Unterscheidungsfähigkeit irgendeinen Einfluss auf die Gefährdungen, die von Gewaltdarstellungen in Film und Fernsehen ausgehen können?

Bevor wir auf die erste Frage eine Antwort geben, müssen wir etwas genauer auf die in ihr verwendeten Begriffe eingehen. Wir wollen das zunächst beim Begriff der Realität tun. Was soll im Zusammenhang mit Medienangeboten ‚Realität‘ bzw. ‚wahrgenommene Realitätshaltigkeit (‚perceived reality‘)‘ eigentlich bedeuten?

Dimensionen der wahrgenommenen Realitätshaltigkeit:

Tatsächlichkeit, sozialer Realismus, Identität

Mittlerweile ist man unter Fachleuten einhellig der Meinung, dass das Konzept der wahrgenommenen Realitätshaltigkeit unterschiedliche Dimensionen beinhaltet. Meistens werden mindestens zwei (z. B. von Fitch/Huston/Wright 1993), manchmal drei (z. B. von Potter 1988) verschiedene Dimensionen vorgeschlagen.

Kerndimension bei allen Vorschlägen ist die wahrgenommene *Faktizität* oder *Tatsächlichkeit* des Medienangebotes („factuality“ bei Fitch/Huston/Wright 1993, von Hawkins 1977 bildhaft als „magic window“ bezeichnet). Auf dieser Dimension wird beurteilt, ob es sich um die Wiedergabe tatsächlicher Ereignisse (z. B. im Falle von Nachrichtensendungen), um eine gespielte Darstellung wirklicher Vorgänge (z. B. in einem Dokumentationsdrama) oder um eine Inszenierung von Erfundenem handelt.

Zur Abschätzung des Grades der Tatsächlichkeit können zwei verschiedene Arten von Kriterien herangezogen werden: interne und externe (Buckingham 1993, 221ff.). Interne Kriterien sind die formalen Merkmale, in denen sich fiktionale Programmangebote von nicht-fiktionalen unterscheiden (z. B. in der Kameraführung, im Schnitt oder in der Tonqualität). Externes Kriterium ist dagegen das Wissen der Zuschauer darüber, was in der Welt der Fall ist, war oder sein kann.

Besonders fiktionale Programmangebote können aber auch danach beurteilt werden, in welchem Ausmaß sie *sozial realistisch* sind; d. h., inwieweit die Zuschauer die gezeigten Vorgänge als plausibel, wahrscheinlich und mit ihren eigenen Lebenserfahrungen übereinstimmend ansehen („social realism“ bei Fitch/Huston/Wright 1993). Diese Dimension wird häufig, um die Dinge noch etwas zu komplizieren, mit Erwartungen in Zusammenhang gebracht, die Zuschauer an ein Medienangebot stellen. In die Beurteilung eines Medienangebotes in der Dimension „sozialer Realismus“ soll auch mit einfließen, inwieweit die Zuschauer der Meinung sind, dass das Medienangebot ihre Erfahrungen erweitert und sie aus ihm lernen können. (Bei Hawkins heißt diese Dimension deshalb „social expectations“ und bei Potter „social utility“.)



Als Beleg für die Problematik einer Unterscheidung zwischen Realität und Fiktion diene die folgende Bildreihe. Die Fotografin hat in ihr die Wirklichkeit von Franz Kafkas Prag dokumentieren wollen. In Kafkas Prag lebten in einer einmaligen Mischkultur Tschechen, Juden und Deutsche zusammen. Auch damals freilich hing diese Kultur schon von ihren Brücken ab und litt unter ihren Sperrren. Kafkas Stadt und ihre Mischkultur gibt es als Lebensklima nicht mehr. Die Fotografin hat dieses Klima in das heutige Prag hineingesehen und dann aus ihm herausfotografiert.

Fiktionale Figuren (vor allem Serienheldinnen und -helden) lassen sich nun nicht nur nach ihrer Realitäts-Ähnlichkeit beurteilen. Sie können darüber hinaus in einer Art und Weise als real behandelt werden wie tatsächlich lebende Personen. Ohne dass irgendjemand der Meinung wäre, die fiktionalen Figuren gäbe es tatsächlich, versetzt dies die Zuschauer in die Lage, mit ihnen umzugehen wie mit guten Bekannten. Man spricht daher auch davon, dass die Zuschauer „parasoziale Beziehungen“ zu den fiktionalen Figuren unterhalten (Vorderer 1996). Ihnen wird eine eigene personale *Identität* verliehen („identity“ bei Potter 1988), was nicht mit Identifizierung gleichzusetzen ist, mit dem Bedürfnis also, der fiktionalen Figur ähnlich zu sein.

Von allen drei Dimensionen wird angenommen, dass sie zumindest konzeptuell unabhängig voneinander sind (Potter 1988, S. 27). Unsere erste Frage zerfällt damit in drei Einzelfragen:

- 1a) Inwieweit sind Kinder und Jugendliche bei Medienangeboten in der Lage, zwischen Tatsächlichem und Erfundenem zu unterscheiden?
- 1b) Inwieweit halten Kinder und Jugendliche fiktionale Medienangebote für sozial realistisch?
- 1c) Inwieweit gestehen Kinder und Jugendliche fiktionalen Figuren eine eigene Identität zu und behandeln sie wie reale Personen?

Die Unterteilung in drei Einzelfragen erleichtert den Überblick über die erreichte Forschungslage. Denn bisher ist vor allem die Frage 1a) untersucht worden.

Die Altersabhängigkeit von Tatsächlichkeitsbeurteilungen

Folgendes kann in aller Kürze als Forschungsergebnis festgehalten werden:

- Für die Fähigkeit, Fernsehangebote hinsichtlich ihrer Tatsächlichkeit zu beurteilen, ist es Voraussetzung, dass eine Reihe grundlegender Unterscheidungen beherrscht wird. So muss man zum Beispiel zwischen den Eigenschaften eines Bildes und den Eigenschaften des Abgebildeten unterscheiden können. Kinder unter drei Jahren sind dazu noch nicht in der Lage. Sie sind über-

wiegend der Meinung, dass aus einer auf einem Fernsehschirm abgebildeten Popcorntüte das Popcorn herausfällt, wenn man den Fernseher umdreht. Fünf- bis Sechsjährige glauben das dagegen nicht mehr (Flavell u. a. 1990).

- Für Fünf- bis Sechsjährige lässt sich zeigen, dass sie bereits ein recht umfangreiches Schema zur Einteilung des Fernsehangebots in unterschiedliche Programmgenres entwickelt haben und verschiedene Medienangebote nach dem Grad ihrer Tatsächlichkeit beurteilen können (Wright u. a. 1994).
- Erst Neun- bis Zehnjährige haben außerdem die konzeptuellen und linguistischen Fertigkeiten erworben, die Unterscheidung zwischen Tatsächlichem und Erfundenem aktiv und selbständig auf ein Untersuchungsmaterial anzuwenden und damit ihre Entscheidungen auch zu begründen (Morison/Gardner 1978).
- Die Tatsächlichkeitseinschätzungen von Zehn- bis Zwölfjährigen sind denen von Erwachsenen weitgehend ähnlich (Fitch/Huston/Wright 1993, S. 43).

Wenn sich in der Dimension „Tatsächlichkeit“ altersabhängige Unterschiede feststellen lassen, so liegt das vor allem daran, dass es allgemein anerkannte Maßstäbe dafür gibt, was als richtige oder als falsche Beurteilung eines Medienangebotes in dieser Dimension gelten kann. Für Beurteilungen in der Dimension „sozialer Realismus“ gibt es dagegen solche Maßstäbe nicht. Man ist deshalb darauf beschränkt, die allgemeinen subjektiven Einschätzungen verschiedener Altersgruppen zu berichten. Dabei stellt sich heraus, dass ältere Kinder und Ju-



gendliche das Angebot des Fernsehens für weniger sozial realistisch halten, aus welchen Gründen auch immer. Das gilt aber nur für das Fernsehen ganz allgemein und nicht für bestimmte inhaltliche Bereiche, wie zum Beispiel die Darstellung von Familien.

Untersuchungen darüber, in welchem Ausmaß Kinder und Jugendliche verschiedener Altersstufen Fernsehfiguren eine eigene Identität zugestehen und sie behandeln wie reale Personen, sind uns nicht bekannt.

Auf unsere erste Frage lässt sich also die folgende Antwort geben: Zwölfjährige Kinder (oder sind das schon Jugendliche?) beurteilen Medienangebote hinsichtlich ihrer Tatsächlichkeit ähnlich differenziert wie Erwachsene.

Schützt dieses Wissen vor den Gefährdungen?

Damit können wir uns der zweiten Frage zuwenden: Hat die Fähigkeit, bei Medienangeboten zwischen Realität und Fiktion, zwischen Tatsächlichem und Künstlichem unterscheiden zu können, irgendeinen Einfluss auf die Gefährdungen, die mit Gewaltdarstellungen verbunden sein können?

Auch diese zweite Frage zerfällt in drei Einzelfragen:

- 2a) Hat die Fähigkeit, Medienangebote nach dem Grad ihrer Tatsächlichkeit zu unterscheiden, einen Einfluss auf die Gefährdungen, die von Gewaltdarstellungen ausgehen können?
- 2b) Hat die Beurteilung eines Medienangebotes als sozial realistisch oder unrealistisch einen Einfluss auf die Gefährdungen, die von Gewaltdarstellungen ausgehen können?



- 2c) Hat das Ausmaß, in dem einer Fernsehfigur eine eigene Identität zugestanden und diese Figur wie eine reale Person behandelt wird, einen Einfluss auf die Gefährdungen, die von Gewaltdarstellungen ausgehen können?

Diese Unterteilung hat ebenfalls die Aufgabe, den Überblick über die erreichte Forschungslage zu erleichtern. Denn bisher ist ausschließlich die Frage 2a) untersucht worden.

Nun werden aber in den Kriterienkatalogen der FSK und der FSF drei verschiedene mögliche Wirkungen von Gewaltdarstellungen als Gefährdungen angesehen: erhöhte Neigung zu Aggressionen, Auslösung schwer zu bewältigender Ängste und soziale Desorientierung. Auch durch die Unterscheidung verschiedener Gefährdungsarten lässt sich noch einmal schärfer umreißen, worauf sich das Forschungsinteresse bisher vornehmlich gerichtet hat. Gegenstand empirischer Untersuchung waren unseres Wissens bisher nur zwei Gefährdungen: Verstärkung von Aggressionsneigungen und Auslösung schwer zu bewältigender Ängste.

Die erste Gefährdung: Verstärkung von Aggressionsneigungen

Wenden wir uns zunächst den Studien zu, in denen untersucht worden ist, ob die Fähigkeit, mediale Gewaltdarstellungen nach dem Grad ihrer Tatsächlichkeit zu unterscheiden, die aggressionsfördernde Wirkung von Gewaltdarstellungen beeinflusst. Hier gibt es ungefähr ein halbes Dutzend Experimente, die alle mindestens 15 Jahre zurückliegen (Atkin 1983; Berkowitz/Alioto 1973; Feshbach 1972; Korzenny/Neuendorf 1983; Meyer 1970; Sawin 1981; Thomas/Tell 1974). Wenn man es ganz genau nimmt, wird in all' diesen Untersuchungen allerdings nicht die Frage 2a) untersucht, sondern eine Forschungsfrage, die doch noch etwas anders lautet. Nämlich:

- 3) Haben Darstellungen realer und Darstellungen fiktiver Gewalt verschiedene Wirkungen? Lösen sie zum Beispiel in unterschiedlichem Ausmaß Aggressionen aus?

Mit einer Ausnahme (Korzenny/Neuendorf 1983) wird das Problem also nicht von den Zuschauern und ihren Fähigkeiten aus gesehen, sondern im Mittelpunkt stehen die medialen Darstellungen und deren Eigenschaften. Diese

medienzentrierte Sichtweise ist typisch für die gesamte Forschung zu diesem Thema und macht vielleicht einige Absonderlichkeiten der Untersuchungen verständlich.

Bis auf wenige Ausnahmen (Atkin 1983; Meyer 1972) gehen alle Experimente nach derselben Logik vor: Allen Teilnehmern eines Experimentes wird derselbe, kurze Film vorgeführt, z. B. Originalaufnahmen von Auseinandersetzungen zwischen Studenten und der Polizei (Feshbach 1972; Sawin 1981) oder ein gespielter Faustkampf nach einem Bagatellunfall (Geen 1975; Thomas/Tell 1974). Vor der Vorführung des Filmes wird den Erwachsenen, Jugendlichen oder Kindern mitgeteilt, dass sie nun entweder eine Darstellung realer oder gespielter Gewalt zu sehen bekommen. In den meisten Untersuchungen (Ausnahmen: Atkin 1983; Sawin 1981; Korzenny/Neuendorf 1983) ist außerdem vor der Filmvorführung zumindest ein Teil der Versuchspersonen durch eine trickreiche Versuchsanordnung geärgert worden. Die Teilnehmer/-innen erhalten dann die Gelegenheit, demjenigen, der sie geärgert hat, im Rahmen eines Lernexperimentes Elektroschocks zu erteilen. Maß für die Aggressivität ist die Stärke und die Dauer der erteilten Elektroschocks.

Das Ergebnis dieser Untersuchungen wird normalerweise aus berufenem Munde so zusammengefasst: Es habe sich gezeigt, dass Aggressionen nach Darstellungen realer Gewalt wahrscheinlicher seien als nach Darstellungen fiktiver (z. B. Berkowitz 1984, S. 422). Diese Feststellung muss man allerdings mit einigen Fragezeichen versehen.

— Ein Unterschied in der Aggressivität ergab sich nur in denjenigen Versuchspersonengruppen, die geärgert worden waren. Verärgerte Versuchspersonen, denen eine Gewaltdarstellung mit der Instruktion vorgeführt worden war, dass es sich um reale Gewalt handle, waren aggressiver als alle anderen. Bei nicht-geärgerten Versuchspersonen ergaben sich dagegen keine signifikanten Aggressivitätsunterschiede, sondern höchstens Tendenzen in der vorausgesagten Richtung (Geen 1975; Thomas/Tell 1974). Unterschiedliche Wirkungen haben Gewaltdarstellungen verschiedener Tatsächlichkeitsstufen also vor allem unter einer Bedingung, die vermutlich nicht sonderlich häufig vorliegt: Die Zuschauer wurden vorher absichtlich geärgert.



- Mit einer Ausnahme (Atkin 1983) wurde in keiner Untersuchung überprüft, ob die Versuchspersonen die Gewaltdarstellungen auch tatsächlich so einschätzten, wie ihnen das durch die Instruktion vorgegeben worden war. Ein solcher sogenannter Treatment-Check ist vor allem deshalb notwendig, da bereits Siebenjährige Medienangebote, die Fiktives oder Reales darstellen, anhand ihrer formalen Merkmale erkennen können (Wright u. a. 1994). Es ist daher unklar, ob die Aggressivitätsunterschiede auf die unterschiedlichen Tatsächlichkeitseinschätzungen der Zuschauer zurückzuführen sind oder auf die verschiedenartigen Instruktionen (vgl. auch Potter 1988, S. 35). Es könnte sein, dass sich keine Aggressivitätsunterschiede ergeben hätten, wenn die Zuschauer nicht vorher instruiert worden wären. Für diese Annahme spricht, dass sich keine Unterschiede in der Aggressivität feststellen lassen, wenn den Versuchspersonen nicht die gleichen, sondern verschiedene Gewaltdarstellungen gezeigt werden, von denen die eine real, die andere fiktiv ist (Meyer 1972; Teachman/Orme 1981).
- Dass die Zuschauer vorher instruiert werden, stellt außerdem eine starke Veränderung gegenüber der alltäglichen Rezeptionssituation dar. Nur in einer einzigen Untersuchung wurden einigermaßen realistische Rezeptionsbedingungen verwirklicht (Atkin 1983): Die Zuschauer erhielten keine Instruktion, sondern die Gewaltdarstellung (Schlägerei in einem Seminarraum) war in unterschiedliche Programmkontexte (Werbetrailer für einen Hollywoodfilm vs. Nachrichtensendung) integriert. Dabei zeigte sich, dass beide Versuchsgruppen gegenüber einer Kontrollgruppe zu verstärk-



ter Aggressivität neigten, wenn auch diejenigen, die die Gewaltdarstellung in einem fiktiven Programmkontext gesehen hatten, in einem schwächeren Ausmaß.

- An den Untersuchungen, in denen als Aggressionsmaß Elektroschocks verwendet wurden, nahmen nur Männer teil (Berkowitz/Alioto 1973; Feshbach 1972; Geen 1975; Thomas/Tell 1974). Das ist auch deshalb interessant, weil sich in der Studie von Sawin (1981), in der beide Geschlechter untersucht wurden, für Mädchen ein umgekehrter Effekt zeigte: Sie waren aggressiver, wenn ihnen gesagt worden war, die Gewaltdarstellung sei fiktiv (Sawin 1981).
- Zumindest in einer Untersuchung gelang es nicht, einen Einfluss von Tatsächlichkeitseinschätzungen auf die Aggressivität nachzuweisen (Korzenny/Neuendorf 1983). Allerdings wurden in dieser Studie keine Filme verwendet, sondern Urteile der Zuschauer über die Realitätshaltigkeit medialer Darstellungen ganz allgemein erhoben und in Beziehung zu Maßen für die Neigung zu aggressiven Problemlösungen gesetzt. Dass sich kein bedeutsamer Zusammenhang ergab, ist eigentlich nicht weiter verwunderlich, denn der Einfluss des Tatsächlichkeitsurteils auf die Wirkung bestimmter Darstellungen, seien diese nun gewalthaltig oder nicht, konnte im Rahmen des verwendeten Untersuchungsdesigns gar nicht erfasst werden.
- In einigen Fällen kann man auch ernsthafte Zweifel an der Gültigkeit (Validität) des Aggressionsmaßes haben. In einem Experiment von Berkowitz/Alioto (1973) beispielsweise wählten die Untersuchungsteilnehmer, die reale Gewalt gesehen hatten, zwar keine stärkere Schockintensität,

drückten aber länger auf den Schockknopf. Die Autoren verwenden einige Mühe darauf zu begründen, dass die Schocklänge als ein Maß für sogenannte impulsive Aggressivität (im Gegensatz zu beabsichtigter) betrachtet werden könne. Ob ein Verhalten, das nicht nur ohne aggressive, sondern sogar ausdrücklich ohne irgendeine Absicht, also unwillkürlich ausgeführt wird, noch als Aggression bezeichnet werden kann, darüber lässt sich sicherlich streiten.

Das ist alles nicht sonderlich ermutigend. Vieles spricht für die Ansicht, dass es für die aggressionsfördernde Wirkung von Gewaltdarstellungen höchstens von untergeordneter Bedeutung ist, ob es sich um reale oder fiktive Gewalt handelt. Zumindest ist es bisher nicht gelungen, eine Untersuchung zu konzipieren, die in direkter Form unsere obige Frage 2a) prüft. Aus derjenigen Studie, in der zumindest die realistischsten Rezeptionsbedingungen realisiert worden sind, nämlich der Untersuchung von Atkin (1983), ergibt sich aber Folgendes: Tatsächlichkeitsurteile können die aggressionsfördernde Wirkung von Gewaltdarstellungen mindern, schützen können sie vor ihr nicht.

Nun hat man es in den Prüfungsgremien der FSK und der FSF fast ausschließlich mit Darstellungen fiktiver Gewalt zu tun. Relevant ist also nicht, ob die Zuschauer eine Gewaltdarstellung als eine Darstellung fiktiver oder realer Gewalt beurteilen – das können schon mindestens Zwölfjährige genauso gut wie Erwachsene –, relevant ist vielmehr, inwieweit die Zuschauer die fiktionale Gewaltdarstellung für realistisch halten. In welcher Weise aber unterschiedliche Urteile in der Dimension des sozialen Realismus die Wirkungen von Gewaltdarstellungen beeinflussen, darüber weiß man eigentlich nichts.

Es gibt Grund, hier pessimistisch zu sein. In verschiedenen Lernprogrammen, die zur Förderung des Selbstschutzes bei Kindern und Jugendlichen vor den Auswirkungen von Gewaltdarstellungen entwickelt wurden (z. B. Huesmann u. a. 1983; Vooijs/van der Voort 1993), hat man sich zunächst hauptsächlich auf die Vermittlung von Kenntnissen über das Verhältnis von Realität und Fiktion bei medialen Gewaltdarstellungen konzentriert (vgl. vor allem Huesmann u. a. 1983). Das erwies sich als ein krasser Fehlschlag. Bei einer Gruppe von Kindern mit hohem Gewaltdarstellungskonsum

Literatur:**Allerton, M.:**

Emotions and coping: Children's talk about negative emotional response to television.
In: *Early Child Development and Care* 109/1995, S. 1–22.

Atkin, C.:

Effects of realistic television violence vs. fictional violence on aggression.
In: *Journalism Quarterly* 60/1983, S. 615–621.

Berkowitz, L.:

Some effects of thoughts on anti- and prosocial influences of media events: A cognitive-neoassociation analysis.
In: *Psychological Bulletin* 95(3)/1984, S. 410–427.

Berkowitz, L./Alioto, J. T.:

The meaning of an observed event as a determinant of its aggressive consequences.
In: *Journal of Personality and Social Psychology* 28(2)/1973, S. 206–217.

Buckingham, D.:

Children talking television: The making of television literacy. London 1993.

Bueb, K.:

Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Zur Theorie und Geschichte des Dokumentarfilms. In: M. Brauneck (Hg.): *Film und Fernsehen.* Bamberg 1980, S. 286–312.

Cantor, J.:

Fright reactions to mass media. In: J. Bryant/D. Zillmann (Hg.): *Media effects: Advances in theory and research.* Hillsdale, NJ 1994, S. 213–245.

Cantor, J./Hoffner, C.:

Children's reactions to a televised film as a function of perceived immediacy of depicted threat. In: *Journal of Broadcasting & Electronic Media* 34/1990, S. 421–442.

Cantor, J./Wilson, B. J.:

Modifying fear responses to mass media in preschool and elementary school children. In: *Journal of Broadcasting & Electronic Media* 28/1984, S. 431–443.

Cantor, J./Wilson, B. J./Hoffner, C.:

Emotional responses to a televised nuclear holocaust film. In: *Communication Research* 13/1986, S. 257–277.

hatte dieses Wissen überhaupt keinen Einfluss auf ihre Einstellung zu Gewaltdarstellungen und auch nicht auf ihre Gewaltbereitschaft. Es mussten sehr viel schwerere Geschütze aufgeföhren werden. Effekte ergaben sich erst, nachdem in einem zweiten Versuch mit derselben Gruppe die Kinder einen Aufsatz über die Gefahren von Gewaltdarstellungen verfassen und mit dem Ziel, andere Kinder zu warnen, vor einer Videokamera verlesen mussten. Es wäre also voreilig zu glauben, die Beurteilung einer Gewaltdarstellung als unrealistisch allein würde dazu führen, dass diese auf den Betrachter nicht mehr aggressionsfördernd wirkt.

Die zweite Geföhrdung:**Auslösung schwer zu bewältigender Ängste**

Etwas hoffnungsvoller sind die Ergebnisse im Blick auf die zweite Geföhrdungsart. Einige wenige Untersuchungen widmen sich dem Zusammenhang zwischen verschiedenen Tatsächlichkeitsstufen medialer Gewaltdarstellungen und dem Ausmaß an hervorgerufener Angst (Geen 1975; Noble 1973; Osborn/Endsley 1971). Als Maß für die erlebte Angst sind dabei verschiedene Indikatoren benutzt worden, z. B. physiologische Vorgänge wie galvanischer Hautwiderstand oder Blutdruck während des Betrachtens von Gewaltdarstellungen (Geen 1975; Osborn/Endsley 1971), auch der Anteil des konstruktiven Spiels an spielerischen Betätigungen nach der Vorführung (Noble 1973). Es zeigte sich, dass Darstellungen realer (Geen 1975) oder realistischer Gewalt (Noble 1973; Osborn/Endsley 1971) weitaus stärker erregen oder den Anteil konstruktiven Spiels weitaus mehr senken als Darstellungen fiktiver oder unrealistischer Gewalt.

Allerdings untersuchen auch diese Experimente eigentlich nicht die Frage 2a), die, auf Angst zugeschnitten, etwa lauten könnte:

2a) Hat die Fähigkeit, Medienangebote nach dem Grad ihrer Tatsächlichkeit zu unterscheiden, einen Einfluss auf das Ausmaß an Angst, das beim Betrachten von Gewaltdarstellungen erlebt wird?

Den Untersuchungen liegt vielmehr eine abgewandelte Form der Frage 3) zugrunde:

3) Haben Darstellungen realer und Darstellungen fiktiver Gewalt verschiedene Wirkungen? Lösen sie zum Beispiel in unterschiedlichem Ausmaß Angst aus?

Hinweise für eine positive Beantwortung der Frage 2a) ergeben sich aber aus einer Forschungsrichtung, welche die Wirksamkeit verschiedener Bewältigungsstrategien bei Medienangeboten untersucht (vgl. zusammenfassend Cantor 1994). Ältere Kinder (ab neun Jahren und älter) *halten* nicht nur die Bewältigungsstrategie „sich sagen, dass es nicht wirklich ist“ für besonders effektiv (Wilson/Hoffner/Cantor 1987), sie *ist* es auch (Cantor/Wilson 1984): Neun- bis Zehnjährige konnten damit ihre Angst beim Betrachten des Filmes *Der Zauberer von Oz* verringern, Drei- bis Fünfjährige nicht. Ähnliches gilt auch für andere sogenannte kognitive Bewältigungsstrategien wie z. B. Informationen über die Wahrscheinlichkeit einer medial dargestellten Gefahr (Cantor/Hoffner 1990). Die Fähigkeit, Medienangebote nach dem Grad ihrer Tatsächlichkeit zu unterscheiden, kann also von älteren Kindern als Strategie eingesetzt werden, um durch Gewaltdarstellungen ausgelöste Ängste zu bewältigen, zumindest soweit es sich um aktuelle, während des Betrachtens entstehende Ängste handelt (vgl. auch Allerton 1995). Ob und inwieweit sich damit auch die Herausbildung ängstlicher Weltbilder verhindern lässt oder ein Vertrauensverlust zur persönlichen und gesell-



Der Zauberer von Oz, 1939

schaftlichen Umwelt (beides Beurteilungskriterien der FSK), ist eine ganz andere Frage.

In anderen Dimensionen der Realitätshaltigkeitsbeurteilung kann sich aber auch der genau umgekehrte Effekt ergeben. Ältere Kinder können umso stärker reagieren, je mehr sie über die Wahrscheinlichkeit einer fiktiven Darstellung wissen. Bei einer Umfrage nach einer Ausstrahlung des Filmes *The Day After*, der die Welt nach einem Atomschlag zeigt, waren Kinder umso verstörter, je älter sie waren (Cantor/Wilson/Hoffner 1986).



The Day After, 1983

Das Ergebnis der empirischen Bemühungen

Aus dem Überblick über die empirische Forschungslage ergibt sich zunächst einmal folgendes Fazit:

- Von den verschiedenen Dimensionen im Konzept der wahrgenommenen Realitätshaltigkeit ist bisher ausschließlich untersucht worden, ob die Fähigkeit, zwischen Tatsächlichem und Erfundenem zu unterscheiden, einen Einfluss auf die Wirkungen von Gewaltdarstellungen hat.
- Unterscheidet man nach verschiedenen Gefährdungsarten, so ist zumindest zweifelhaft, ob diese Unterscheidungsfähigkeit die aggressionsfördernde Wirkung von Gewaltdarstellungen beeinflusst. Relativ eindeutig lässt sich aber sagen, dass sie durch Gewaltdarstellungen ausgelöste aktuelle Ängste vermindern kann. Inwieweit sie einen Einfluss auf die möglicherweise sozial desorientierende Wirkung von Gewaltdarstellungen ausübt, darüber ist nichts bekannt.
- Betrachtet man die verschiedenen Dimensionen im Konzept der wahrgenommenen Realitätshaltigkeit im Zusammenhang mit den Gefährdungsarten, so sind bei weitem mehr Fragen offen als Antworten zur Verfügung stehen. Das ist zwar für empirische

Wissenschaften typisch, jedoch ging es uns auch darum, einmal klarzumachen, auf welche Fragen es bis jetzt überhaupt Antworten gibt und auf welche nicht.

Noch einmal: Schützt Wissen vor Wirkung?

Dieses doch recht magere Fazit wirft eine sehr viel grundsätzlichere Frage auf: Warum sollte es überhaupt so sein, dass Medienangebote umso weniger Einstellungen, Emotionen und Verhalten der Zuschauer beeinflussen, je mehr sie als nicht real und unrealistisch wahrgenommen werden?

Hinter dieser Hypothese muss man eine meistens unausgesprochene Kernannahme vermuten: die medienkritische Einstellung, dass nichts im Film so richtig wirklich und nichts im Fernsehen wirklich realitätsnah sei (ausdrücklich z. B. Potter 1988, S. 29; vgl. auch Davies 1997, S. 21). Dies wird dann mit der aufklärerischen Hoffnung verbunden, dass Wissen vor den verführerischen Kräften eines Mediums schützen könne.

Betrachtet man diese Kernannahme genauer, so scheinen hier mediale Darstellungen, gerade weil ihre Inhalte häufig fiktiv und sie selbst außerdem im Sinne von hergestellt, erschaffen immer fiktional sind, negativ beurteilt zu werden.

Eine solche wertende Komponente enthält sogar bereits der Begriff ‚Fiktion‘ selbst, der überhaupt etwas Vieldeutiges, ja sogar Schillerndes hat. ‚Fiktion‘ kommt vom lateinischen Verb *fingere* , das „bilden“, „formen“, „verfertigen“, „bereiten“, „zurechtmachen“, „(nach einer Idee) ausbilden“, „gestalten“, „im Geist vorstellen“, „ersinnen“, „erheucheln“ bedeuten kann.

Wählt man nun aus dieser Bedeutungs- vielfalt bestimmte Bedeutungskomponenten aus und bestimmt ‚Fiktion‘ als das „Ersonnene“, „Zurechtgemachte“, „Erheuchelte“, so erscheint Fiktion, kontrastiert mit Realität oder auch einer sogenannten Realität des Lebens, als etwas Imaginäres, Illusionäres, als etwas, das Scheinwirklichkeiten aufbaut. Als solches wird sie zwar geduldet, oft auch geschätzt, wo sie als freies Spiel der Phantasiekräfte begriffen wird, sie wird aber auch negativ bewertet in ihren (unvermeidlichen?) Übergängen zum nur „scheinbar Vorhandenen“, „nicht Wirklichen“, das aber Realität vortäuscht („fingiert“), „erlügt“. (Alle diese Begriffe stammen aus deut-

Davies, M. M.:
Fake, fact, and fantasy: Children's interpretations of television reality. Mahwah, NJ 1997.

Dorr, A.:
No shortcuts to judging reality. In: J. Bryant/D. R. Anderson (Hg.): *Children's understanding of television.* New York, NY 1983, S. 199–220.

Dorr, A./Kovacic, P. M./Doubleday, C. N.:
Age and content influences on children's perceptions of the realism of television families. In: *Journal of Broadcasting & Electronic Media* 34/1990, S. 377–397.

Feshbach, S.:
Reality and fantasy in filmed violence. In: J. P. Murray/E. A. Rubinstein/G. A. Comstock (Hg.): *Television and social behavior*, Vol. II: *Television and social learning.* Washington, DC 1972, S. 318–345.

Fitch, M./Huston, A. C./Wright, J. C.:
From television forms to genre schemata: Children's perceptions of television reality. In: G. L. Berry/J. K. Asamen (Hg.): *Children & television.* Newbury Park, CA 1993, S. 38–52.

Flavell, J. H./Flavell, E. R./Green, F. L./Korfmaier, J. E.:
Do young children think of television images as pictures or real objects? In: *Journal of Broadcasting & Electronic Media* 34/1990, S. 399–419.

Freitag, B./Zeitter, E.:
Katharsis. In: *tv diskurs* 9/1999, S. 19–27.

Geen, R. G.:
The meaning of observed violence: Real vs. fictional violence and consequent effects on aggression and emotional arousal. In: *Journal of Research in Personality* 9/1975, S. 270–281.

Gethmann, C. F.:
Realität. In: H. Krings/H. M. Baumgartner/C. Wild (Hg.): *Handbuch philosophischer Grundbegriffe*, Bd. IV. München 1973, S. 1168ff.

Hawkins, R. P.:
The dimensional structure of children's perceptions of television reality. In: *Communication Research* 4(3)/1977, S. 299–320.

Huesmann, L. R./

Eron, L. D./Klein, R./

Brice, P./Fischer, P.:

Mitigating the imitation of aggressive behaviors by changing children's attitudes about media violence. In: Journal of Personality and Social Psychology 44/1983, S. 899–910.

Jauß, H. R.:

Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik. Frankfurt/M. 1991.

Korzenny, F./Neuendorf, K. A.:

The perceived reality of television and aggressive predispositions among children in Mexico. In: International Journal of Intercultural Relations 7/1983, S. 33–51.

Meyer, T. P.:

Effects of viewing justified and unjustified real film violence on aggressive behavior. In: Journal of Personality and Social Psychology 23(1)/1972, S. 21–29.

Morison, P./Gardner, H.:

Dragons and dinosaurs: The child's capacity to differentiate fantasy from reality. In: Child Development 49/1978, S. 642–648.

Noble, G.:

Effects of different forms of filmed aggression on children's constructive and destructive play. In: Journal of Personality and Social Psychology 26(1)/1973, S. 54–59.

Nüse, R./Groeben, N./

Freitag, B./Schreier, M.:

Über die Erfindung/en des Radikalen Konstruktivismus. Weinheim 1991.

Osborn, D. K./

Endsley, R. C.:

Emotional reactions of young children to TV violence. In: Child Development 42/1971, S. 321–331.

Potter, W. J.:

Perceived reality in television effects research. In: Journal of Broadcasting & Electronic Media, 32(1)/1988, S. 23–41.

Sawin, D. B.:

The fantasy-reality distinction in televised violence: Modifying influences on children's aggression. In: Journal of Research in Personality 15/1981, S. 323–330.

schen Fremdwortlexika.) In einem weiter negativ verengten Verständnis nähert sich der Begriff ‚Fiktion‘ dem der ‚Manipulation‘ an, wo diese, wieder negativ gedeutet, nicht ein wertneutrales *manipulari* = „handhaben“, sondern ein mit der Absicht der Täuschung vorgehendes Zurechtmachen von Wirklichkeit meint.

Gemäß der Kernannahme können also mediale Darstellungen nur Surrogate, Realitätserersatz sein, die Realität mehr oder weniger vortäuschen. Und da man offenbar der Meinung ist, dass nichts stärker wirken kann als die Realität selbst, muss man – die aufklärerische Hoffnung folgt auf dem Fuße – sich über den Ersatzcharakter medialer Darstellungen nur genug im Klaren sein oder ausreichend darüber informiert werden, um vor ihren Wirkungen gefeit zu sein. Die Unterscheidung zwischen Realität und Fiktion, so unscheinbar sie zunächst aussieht, enthält also eine versteckte Wertung, oder – um es mit einem Fremdwort zu sagen – sie ist kryptonormativ.

Gerade die negative Wertung lässt aber Zweifel an der aufklärerischen Hoffnung aufkommen, es wäre ausreichend, nur genügend über die Fiktionalität medialer Gewaltdarstellungen zu informieren, um vor ihren Gefährdungen zu schützen. Hier ist in der Tat Skepsis angebracht, solange die mit dem Wissen verbundenen Wertungen nicht mit vermittelt werden. Das zeigt unseres Erachtens die Untersuchung von Huesmann und Mitarbeiter/-innen (1983) ganz deutlich. Wissen allein schützt vor den Wirkungen medialer Gewaltdarstellungen nicht. Das kann erst ihre verinnerlichte negative Bewertung. Verbunden mit einer solchen Wertung lässt sich dann allerdings das Wissen beispielsweise zur Angstbewältigung einsetzen, indem man sich sagt, dass ja alles *nur* erfunden ist. Bedeutet das aber nicht, dass man den Konsumenten gerade das madig macht, was häufig ihre Motivation zum Konsum darstellt: den Genuss an medialen Darstellungen auch gewalthaltiger Natur? Muss man also im Blick auf gewalthaltige Medieninhalte als Medienpädagogie genussfeindlich sein?

Begriffliche Defizite der bisher üblichen Unterscheidung zwischen Realität und Fiktion

Aus der Bedeutungsvielfalt des Begriffs ‚Fiktion‘ lassen sich zumindest noch zwei weitere Aspekte hervorheben.



Zum einen können die Bedeutungen „bilden“, „formen“, „gestalten“ betont werden. Medienangebote sind in diesem Sinne immer fiktional, da sie immer ein gestalterisches Moment enthalten, auch da, wo sie reale Vorgänge abbilden. „Die Auswahl des abzubildenden Gegenstandes und die Funktion der Apparate, die nicht vom abbildenden Subjekt zu trennen sind, bedeuten bereits (vor Montage und Struktur) Ausdruck, d. h. Interpretation. Entfernung vom Gegenstand, Kamerawinkel, Schärfe, Lichtverhältnisse, Dauer der Einstellung, Aufnahmematerial usw. haben als technische Faktoren der Reproduktion interpretatorischen, die Stellung des Subjekts ausdrückenden Charakter.“ (Bueb 1980, S. 287). Die Feststellung, dass jedes Medienangebot Ergebnis eines solchen formenden, konstruktiven Herstellungsprozesses ist, verleitet allerdings manche zu dem überzogenen Schluss, dass bei Medienangeboten (und vielleicht auch überhaupt) zwischen Realität und Fiktion grundsätzlich nicht mehr unterschieden werden könne, unbegründeterweise, wie wir meinen (vgl. Nüse u. a. 1991). Eine ganz andere Frage ist es aber, ob ein Zuschauer, der im Kino einen gut gemachten Film mit voller emotionaler Beteiligung erlebt, während dieses Erlebnisses überhaupt ein Interesse an dieser Unterscheidung haben kann. Denn sie würde den Genuss unterbrechen, wenn nicht sogar endgültig zerstören.

Sehr viel interessanter ist daher in unserem Zusammenhang ein dritter Interpretationszug, der die Bedeutungen „(nach einer Idee) ausbilden“, „im Geist vorstellen“, „verfertigen“ hervorhebt. Unter ‚Fiktion‘ wird hier also das Aktiv-Imaginative, phantasievoll Produktive verstanden, eine Tätigkeit, die der aristotelischen *poiesis* sehr nahe ist. *Poiesis*, vom griechischen



poiein = „machen“, „hervorbringen“, „dichten“, bezeichnet im Werk des Aristoteles eine zweckgerichtete Tätigkeit, die ihren Gegenstand „kompetent“, in Kenntnis von Verfahrensregeln hervorbringt; d. h. eine in der jeweiligen Materie von Lebensrealität der Möglichkeit nach vorhandene Form aktualisiert und sich so eine eigene, gestalthafte „neue“ Wirklichkeit schafft (vgl. Jauß 1991, S. 103f.). Dazu Thomas Mann: „Die Wirklichkeit, die ein Dichter seinen Zwecken dienstbar macht, mag seine tägliche Welt, mag als Person sein nächstes und liebstes sein; er mag dem durch die Wirklichkeit gegebenen Detail noch so untern sich zeigen, mag ihr letztes Merkmal begierig und folgsam für sein Werk verwenden: dennoch wird für ihn – und sollte für alle Welt! – ein abgründiger Unterschied zwischen der Wirklichkeit und seinem Gebilde bestehen bleiben: der Wesensunterschied nämlich, welcher die Welt der Realität von derjenigen der Kunst auf immer scheidet“ (Wysling/Fischer o. J., S. 43).

All diese positiven Aspekte von Fiktion werden in den von uns bisher referierten Untersuchungen vollkommen ausgeblendet. *Vielmehr wird das Künstlerische einer Fiktion auf seine Künstlichkeit verkürzt.* Das zeigt sich schon bei der Auswahl des filmischen Untersuchungsmaterials. Unter den während der Untersuchungen vorgeführten Filmabschnitten war nach unserem Wissen kein künstlerisch wertvolles Material. Die Wirkung von filmischer Qualität hat also von vornherein nicht interessiert. Auch die Frage, welche Wirkungen das Vorgestellte und dann gekonnt Produzierte gerade auf Kinder und Jugendliche hat, ob nicht unter Umständen stärkere Wirkungen zu erwarten sind als bei Darstellungen realer Inhalte, wird weder prinzipiell, noch in ihrer Verengung auf Gewaltin-

halte im Film und im Fernsehen gestellt. Es scheint, dass die Medienwirkungsforschung ihren Forschungsgegenstand in seiner Komplexität aber auch seiner Faszination bei weitem noch nicht erreicht hat. Ähnliches haben wir auch in unserem Beitrag *Katharsis* (Freitag/Zeitter 1999, S. 27) bereits feststellen müssen. Angesichts des vorhandenen empirischen Materials kann also nur auf eine nicht so ganz eindeutig gegebene wirkungsabschwächende Funktion von Fiktion verwiesen werden, nicht aber auf die bedeutende ästhetische Wirkung von Fiktion, die für eine Genussempfindung entscheidend ist.

Fazit für die Prüfungspraxis

Bedeutet das nun, dass Unterscheidungen zwischen Realität und Fiktion unbrauchbar sind, wenn es um die Einstufung von medialen Gewaltpotentialen geht? Fehlt der Behauptung der empirische Boden, ein von Kindern und Jugendlichen erkannter „fiktionaler Rahmen“ mindere die Wirkung von in Medien dargestellter Grausamkeit und Brutalität? Zu einem großen Teil ja. Das liegt vor allem daran, dass die empirische Forschung bisher leider nicht in der Lage war, konzeptuell auch nur annähernd der Komplexität des Problems gerecht zu werden. Fast ausschließlich wurde der schlichteste Gegensatz zwischen Realität und Fiktion, den man sich überhaupt nur denken kann, zum Forschungsgegenstand gemacht. Man muss aber einschränkend sagen, dass zumindest bei einer Gefährdungsart, dem Ausmaß, in dem Gewaltdarstellungen Angst auslösen können, ein Einfluss von Tatsächlichkeitsbeurteilungen empirisch eindeutig nachgewiesen ist. Völlig unbrauchbar ist also die Unterscheidung nicht. Aber: Weitere und bessere Forschung wird dringend benötigt.

Burkhard Freitag studierte Psychologie und ist seit 1996 wissenschaftlicher Angestellter an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg. Prof. em. Ernst Zeitter war Schulfunkredakteur beim Südwestfunk und Professor für Medienpädagogik an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg.

Teachman, G./Orme, M.: *Effects of aggression and prosocial film material on altruistic behavior of children.* In: *Psychological Reports* 48/1981, S. 699–702.

Thomas, M. H./Tell, P. M.: *Effects of viewing real versus fantasy violence upon interpersonal aggression.* In: *Journal of Research in Personality* 8/1974, S. 153–160.

Vooijs, M. W./van der Voort, T. H. A.: *Learning about television violence: The impact of a critical viewing curriculum on children's attitudinal judgements of crime series.* In: *Journal of Research and Development in Education* 26/1993, S. 133–142.

Vorderer, P. (Hg.): *Fernsehen als "Beziehungskiste": Parasoziale Beziehungen und Interaktionen mit TV-Personen.* Opladen 1996.

Wilson, B. J./Hoffner, C./Cantor, J.: *Children's perceptions for the effectiveness of techniques to reduce fear from mass media.* In: *Journal of Applied Developmental Psychology* 8/1987, S. 39–52.

Wysling, H./Fischer, M. (Hg.): *Dichter über ihre Dichtungen, Bd. XIV: Thomas Mann, Teil I.* München.

Wright, J. C./Huston, A. C./Reitz, A. L./Piemyat, S.: *Young children's perceptions of television reality: Determinants and developmental differences.* In: *Developmental Psychology* 30/1994, S. 229–239.

